

Meinungsaustausch ehemaliger Steyler Chinamissionare über ihre Tätigkeit in China

Karl Josef Rivinius SVD

1. Zur Missionstätigkeit der Steyler in China

Am 8. September 1875 gründete der aus Goch am Niederrhein stammende Priester Arnold Janssen (1837–1909) das Missionshaus St. Michael in Steyl/Niederlande, das er wegen des in Deutschland herrschenden Kulturkampfes dort nicht hatte errichten können. Dieses entwickelte sich trotz aller Unkenrufe und negativer Vorhersagen so rasch und günstig, dass Arnold Janssen, dessen vornehmliches Missionsinteresse China galt, schon nach dreieinhalb Jahren seine beiden ersten Missionare dorthin entsenden konnte. Es waren Johann Baptist Anzer, der spätere erste Bischof der Gesellschaft des Göttlichen Wortes (Societas Verbi Divini, kurz SVD), und der am 5. Oktober 2003 heiliggesprochene Josef Freinademetz. Sie nahmen 1882 im Süden der Provinz Shandong, den man Steyl als Missionsgebiet zugewiesen hatte, ihre Tätigkeit auf.

Von Beginn an bemühten sich die Steyler Missionare um eine zügige Gewinnung neuer Gemeinden. Im Lauf der Jahre übernahmen sie in verschiedenen Provinzen Chinas Missionsgebiete. Ihre besondere Aufmerksamkeit richtete sich auf das Erziehungs- und Bildungswesen sowie auf die Heranbildung eines einheimischen Klerus. Die Einwurzelung des christlichen Glaubens in die Gesellschaft Chinas und das Einheimischwerden der katholischen Kirche besaßen Priorität. Sie waren die Voraussetzung dafür, dass das Christentum von der chinesischen Bevölkerung nicht länger als Fremdkörper wahrgenommen wurde.

Gespeist wurde das apostolische Engagement der Steyler Missionare vom Ideal der Selbstaufopferung, der Einsicht in unvermeidliche Leiden als *Conditio sine qua non* für die Evangelisierung und die Bereitschaft zum kompromisslosen Glaubenszeugnis bis hin zum erstrebenswerten Martyrium. Diese sie beeinflussende und motivierende Mentalität, Denk- und Handlungsmuster bildeten das Rückgrat ihrer missionarischen Tätigkeit. Sie sind greifbar in Briefen, Erlebnisschilderungen, offiziellen Berichten und diversen Veröffentlichungen.

Mit der kommunistischen Machtübernahme und der Proklamation der Gründung der Volksrepublik China am

1. Oktober 1949 setzte ein zunehmend kompromissloser Kampf gegen alle religiösen Organisationen ein, deren Vermögen größtenteils konfisziert oder staatlich sanktionierten Reformgemeinschaften übergeben wurde.¹ Die Steyler Niederlassungen in China mit ihren vielen Kindergärten, Waisenhäusern, Erziehungs- und Bildungseinrichtungen, Hospitälern, karitativen Anstalten und Heimen, Druckereien und Verlagen, aber ebenso die der anderen christlichen Missionsgesellschaften litten besonders unter den neuen politischen Gegebenheiten. In den ausländischen Glaubensboten erblickten die Kommunisten Repräsentanten, Erfüllungsgehilfen, Kollaborateure und Spione der imperialen Mächte. Die religiösen Aktivitäten unterlagen der strengen Kontrolle des staatlichen Parteiapparats, deren Funktionäre sie regelmäßig massiv behinderten. Die Zuspitzung der Konfrontation des kommunistischen Regimes mit der katholischen Kirche war nur eine Frage der Zeit.² Dieses verlangte schließlich von allen religiösen Körperschaften den Anschluss an eine der nationalen „Kirchen“. Der katholische Episkopat in China wies das Ansinnen in einem Manifest entschieden zurück. Nicht wenige einhei-

1 Auswahlweise Literatur zum China der Neuzeit: Lucian Bianco, *Les Origines de la révolution chinoise (1915–1949)*, 2. Auflage, Paris 1987; Oskar Weggel, *Geschichte Chinas im 20. Jahrhundert*, Stuttgart 1989; Immanuel Hsü, *The Rise of Modern China*, Oxford – New York 1990; Edward L. Dreyer, *China at War (1901–1949)*, New York 1995; Jonathan Spence, *Chinas Weg in die Moderne*, München 1995; Suzanne Pepper, *Civil War in China. The Political Struggle (1945–1949)*, Lanham 1999; Philip Short, *Mao. A Life*, New York 2000; Sebastian Heilmann, *Das politische System der Volksrepublik China*, 2. Auflage, Wiesbaden 2004; Rana Mitter, *A Bitter Revolution. China's Struggle with the Modern World*, Oxford 2004; Wolfgang Hirn, *Herausforderung China*, Frankfurt a. M. 2005; Jung Chang – Jon Halliday, *Mao. Das Leben eines Mannes, das Schicksal eines Volkes*, München 2005; Kay Möller, *Die Außenpolitik der Volksrepublik China 1949–2004*, Wiesbaden 2005; Wichard Woyke (Hrsg.), *China – eine Weltmacht im Aufbruch? Eine Einführung*, Schwalbach/Ts. 2005; „China – Aufstrebende Macht in der Welt- und Weltwirtschaftspolitik. Schwerpunktthema“, in: *Politische Studien* 57 (Juli/August 2006); Sabine Dabringhaus, *Geschichte Chinas im 20. Jahrhundert*, München 2008; Thoralf Klein, *Geschichte Chinas. Von 1800 bis zur Gegenwart*, 2. Auflage, Paderborn 2009; sowie Kai Vogelsang, *Kleine Geschichte Chinas*, Stuttgart 2014.

2 Nach 1949 wurden in China die verschiedenen Religionsgemeinschaften in das umfassendere soziale System einer monolithischen Gesellschaft hinein absorbiert. Während der Kulturrevolution (1966–1976) erreichte das Ausmaß der Kontrolle und Repression seinen Höhepunkt. Die Maßnahmen erstreckten sich nicht nur auf organisatorische Aktivitäten, sondern auf sämtliche zwischenmenschliche Beziehungen und sozialen Kontakte. Zu diesem Sachverhalt: August Tellkamp, *Hammer und Sichel über China*, Siegburg 1949; Johannes Schütte, *Die katholische Chinamission im Spiegel der rotchinesischen Presse. Versuch einer missionarischen Deutung*, Missionswissenschaftliche Abhandlungen und Texte, Bd. 21, Münster i. Westf. 1957; Richard C. Bush, *Religion in Communist China. The Suppression of All Religions in China*, Nashville – New York 1970; Heinrich Schmitz, *Des Landes verwiesen. Bericht aus China*, Verbum-Supplementum 18, Rom 1971; sowie Donald E. MacInnis, *Religionspolitik im kommunistischen China. Theorie und Praxis in Dokumenten*. Deutsche Übersetzung, Göttingen 1974.

mische Katholiken gerieten in einen ernsthaften Loyalitätskonflikt, zumal sie sich vorwerfen lassen mussten, ihre Kirche vertrete einen unpatriotischen Standpunkt, verhalte sich unsolidarisch und illoyal. Die den Beitritt verweigerten, hielten ungeachtet aller Schikanen und Drohungen an ihrem Glauben und ihrer Kirchenbindung unverbrüchlich fest. Im Vertrauen auf Gott gingen sie in den Untergrund und setzten damit ihr Leben und ihre wirtschaftliche Existenz bewusst aufs Spiel.

In den ersten Jahren der neu gegründeten Volksrepublik verließ eine große Zahl der ausländischen Glaubensboten das Land und seine Bewohner, die sie schätzen und lieben gelernt hatten, weil sie in ihrer Tätigkeit massiv behindert, in ihrer Bewegungsfreiheit empfindlich eingeschränkt oder mit zahlreichen Sanktionen und harten Repressalien konfrontiert worden waren; andere wurden ausgewiesen. Einige wenige konnten noch eine Zeitlang ihrer Arbeit unbehindert nachgehen und die Gemeinden besuchen. Viele Zurückgebliebene sahen sich jedoch mannigfacher Schikanen und Torturen ausgesetzt, mussten Demütigungen und Erniedrigungen unterschiedlicher Art über sich ergehen lassen, seelische und körperliche Quälereien erdulden. Wieder andere wurden eingekerkert, zu strengster Isolationshaft verurteilt, der Personenwürde beraubt, der Gehirnwäsche unterworfen, mit raffiniertesten psychologischen Methoden „umerzogen“, zu wahrheitswidrigen Schuldeingeständnissen gezwungen, in Schauprozessen der Öffentlichkeit vorgeführt und anschließend des Landes verwiesen.³ Etliche Glaubensboten fanden infolge von Strafmaßnahmen, Misshandlungen und Folterungen den Tod.

Es wird geschätzt, dass zirka 5.000 katholische Missionare der verschiedenen Missionsgesellschaften – Priester, Brüder und Schwestern – ausgewiesen worden sind.⁴ Zu diesen gehörten auch die Steyler. Viele meinten oder hofften, dass der „Spuk“ bald vorbei sein werde und sie in das Land zurückkehren könnten.

Zum Zeitpunkt der Gründung der kommunistischen Volksrepublik China vor nun siebzig Jahren arbeiteten in den Steyler Gebieten – fünf Bistümer und zwei Apostolische Präfekturen – dreihundertsieben Patres, darunter siebzehn chinesische SVD-Patres, und sechzig Brüder, unter ihnen dreizehn chinesische, sowie fast einhundert einheimische Priester (die Steyler Missionsschwestern, die auf

unterschiedlichen Tätigkeitsfeldern segensreich wirkten, bleiben hier unberücksichtigt). Den in ihre Heimat zurückgekehrten oder vertriebenen Missionaren wies die Ordensleitung neue Betätigungsfelder zu. Manche von ihnen wollten trotz erlittener Torturen, psychischer Quälereien und Demütigungen wieder nach China zurückkehren. Aber bald zeigte sich, dass dieser Wunsch sich in absehbarer Zeit nicht realisieren ließ.

2. Diskurs über die Frage nach einer zeitgemäßen und sachgerechten Missionsmethode

Nach der Rückkehr aus China diskutierten Steyler Missionare in „Rundbriefen“ über ihre dortige Tätigkeit.⁵ Die Meinungsäußerungen und Stellungnahmen erhielten durch das 1954 erschienene Buch des Jesuitenpaters Klemens Brockmüller (1904–1985), *Christentum am Morgen des Atomzeitalters*, dessen Verfasser im Kommunismus Anknüpfungspunkte zum Christentum sah⁶ und behauptete, die der Evangelisierung zugrunde gelegte Methode habe den äußerst bescheidenen Erfolg der Missionstätigkeit verursacht, einen kräftigen Impetus. Der sich über ein Jahr in den Rundbriefen erstreckende Diskurs über Fragen der Adaption beziehungsweise der Akkommodation – damit ist eine „äußere Anpassung“ des christlichen Glaubens an eine nichtchristliche Kultur gemeint, bei der die Glaubenssubstanz selbst unberührt bleibt – erbrachte ein breites Spektrum divergierender Ansichten und Bewertungen, von denen im Folgenden lediglich eine Auswahl präsentiert wird.

Zu der von Klemens Brockmüller vorgenommenen Unterscheidung zwischen dem essentiell Christlichen und dem, was sich unter dem Einfluss der römisch-germanischen Kultur entwickelt hatte, meinte sein leiblicher Bruder Alfons (1909–1963) – dieser hatte ab 1948 die Studenten der Fu-Jen-Universität in Peking betreut und war 1950 mit den dortigen Mitbrüdern inhaftiert worden – im Rundbrief Nr.

3 Zwei um Objektivität bemühte eindrucksvolle und bestürzende Erlebnisberichte mögen als Belege genügen: Harold W. Rigney SVD, *Vier Jahre in Roter Hölle. Ein Tatsachenbericht*, Steyl 1956; Dries van Collie CICM, *Der begeisterte Selbstmord. Im Gefängnis unter Mao-Tse-tung*, Donauwörth 1960.

4 Am Vorabend der kommunistischen Machtübernahme waren in China ungefähr 5.500 katholische und 4.000 protestantische Missionare tätig. Auf der Konferenz in Genf im Juni 1954 verhandelte Zhou Enlai (1898–1976), erster Premier und Minister für auswärtige Angelegenheiten der Volksrepublik China, mit den vier westlichen Großmächten. Um eine politische und wirtschaftlich günstige Atmosphäre für sein Land zu schaffen, ordnete er die Freilassung und Ausweisung der inhaftierten Ausländer an.

5 Auf einer Tagung ehemaliger Chinamissionare in St. Augustin war angeregt worden, für sie einen Rundbrief herauszugeben. Er sollte zeitnahe Kurzberichte über China bringen, dem gegenseitigen Informations-, Gedanken- und Meinungsaustausch dienen, vor allem aber eine Möglichkeit bieten, Missionsprobleme zu erörtern. Der erste Rundbrief – *Privatnachrichten inter Confratres SVD ex Sinis* – erschien am 8. Dezember 1953. Zunächst erschien der Rundbrief sporadisch. Im Dezember 1954 wurde den 284 Chinamissionaren mitgeteilt, dass er künftig viermal jährlich erscheinen werde, und zwar jeweils am 15. der Monate März, Juni, September und Dezember.

6 Als Beispiel für den „Sturm der Entrüstung“, den Brockmüllers Buch damals auslöste, zitierte ein zeitgenössischer Beitrag in der Zeitschrift *Der Spiegel* Jakob Hommes (1898–1966), Professor für Philosophie an der Philosophisch-Theologischen Hochschule zu Regensburg und Kenner des Existenzialismus und dialektischen Materialismus, mit den Worten: „Wer das furchtbare Wesen des Kommunismus begriffen hat, den schaudert es, den heiligen Namen Gottes damit in Verbindung gebracht zu hören. Wie kann man den Kommunismus taufen wollen?“ („Koexistenz. Töten oder taufen?“, in: *Der Spiegel* 9 [1955] 52 vom 21. Dezember, S. 25–28; Zitat: ebd., S. 26).

4 vom 15. Dezember 1954: Sollte diese Annahme zutreffend sein, so heiÙe das für sie als Steyler Missionare, dass einem Volk mit einer hochstehenden Kultur nur das Substrat des Christlichen vermittelt werden dürfe. Dieser wesentliche Gehalt der Glaubensdoktrin sei in die Ausdrucksweise, Riten und Kunstformen der Kultur des zu missionierenden Landes zu kleiden, wie es der Apostel Paulus mit der Umsetzung der christlichen Botschaft in den hellenistisch-römischen Kulturkreis getan habe.

Seine Aussage belegte Alfons Brockmöller mit einem Zitat aus dem zur Diskussion stehenden Buch:

Hätten die Brüder aus Jerusalem die Oberhand gewonnen, die die Beschneidung und die strenge Beobachtung des mosaischen Gesetzes mit seinen rituellen Vorschriften, mit anderen Worten, die Einbettung des Christentums in die jüdischen Kulturformen forderten, dann wäre das Christentum wohl schwerlich von den Menschen der hellenistisch-römischen Kulturwelt aufgenommen worden. Die Form hätte gesiegt und das Wesen erdrosselt [...]. Wie stark die Verwendung von religiösen Formen der heidnischen Umwelt gewesen ist, geht schon daraus hervor, dass allen Ernstes der Versuch gemacht worden ist, das Christentum überhaupt als Eklektizismus und Synkretismus aus den religiösen Anschauungen und Lebensformen der Antike zu erklären. Aber es ist etwas anderes, wesentlichen Inhalt aus fremdem Besitz zu übernehmen, und etwas anderes, einen eigenen Gehalt mit gebräuchlichen Ausdrucksformen zu umkleiden. Das eigene Gut waren die christlichen Glaubenstatsachen der Gottesnähe, der Christusverbundenheit, der Eingliederung in seinen geheimnisvollen Leib. Von ihnen her bekamen die sprachlichen Ausdrucksweisen, Riten, Zeremonien und heidnischen Kunstformen einen neuen Inhalt, der in dem Gewand der gebräuchlichen Kult- und Kulturformen verhältnismäßig leicht Eingang fand, während er ohne dieses Gewand die Fremdheit, die ein neuer Inhalt erzeugt, wohl kaum überwunden hätte.⁷

Diese Darlegungen hat Klemens Brockmöller mit dem Hinweis auf die zahlreichen Liturgien konkretisiert und untermauert: Ihre unterschiedlichen Formen hätten sich erst im Verlauf der Jahrhunderte ausgebildet. Liturgische Gewänder und Zeremonien, die derzeit einen unantastbaren, nahezu sakrosankten Rang besäÙen, seien gemäß zeitbedingtem Brauchtum entstanden. Alles im innerkirchlichen Leben *iuris ecclesiastici* Gewordene, Kultus, Recht und sogar die Denkformen, in denen der christliche Gehalt sich manifestiere, erst recht das, was im Kulturschaffen als äußere Prägung geworden sei, könne durch andersartige Formen ergänzt oder ersetzt werden, die den veränderten Gegebenheiten, damit der neuen christlichen und heilsgeschichtlichen Aufgabe mehr entsprächen. Die Vertreibung

der Glaubensboten aus China solle als providentieller Kairos begriffen werden, die neuzeitliche Missionsgeschichte in Ostasien einer schonungslosen Prüfung zu unterziehen und zugleich über gebotene, zeitgemäÙe Formen der Glaubensverkündigung und ihrer Umsetzung in die Praxis nachzudenken. Selbstkritisch müsse gefragt werden, warum und woran Chinas Missionierung letztlich gescheitert sei. Denn trotz jahrhundertelanger Arbeit gebe es lediglich etwa ein Prozent Katholiken. Wie sähe es wohl mit der Kirche in China aus, wenn Paulus statt nach Athen und Rom nach Peking gekommen wäre?⁸

Alfons Brockmöller fragte seine Mitbrüder: Was hätten sie denn respektieren können und bewahren sollen? Dazu führte er einige Beispiele an:

War es chinesisch, dass an den höchsten Festtagen die liturgische Farbe weiß war, also die chinesische Trauerfarbe; dass die Brautmesse statt in roter ebenfalls in Trauerfarbe gehalten wurde; dass das Totengedächtnis nicht am 5. April, wo alle Chinesen die Gräber herrichten, sondern am 2. November gehalten wurde? [...]. Wäre als Form der Ehe in China die tiefe Verneigung (Kotou) vor dem Kruzifix oder Heiligenbild nicht angebrachter als das unchinesische und schwere Ja (yüän-i)? War das Verbot des Kotou vor der Leiche – mittlerweile erlaubt – berechtigt, wo in der Liturgie die Leiche sogar inzensiert wird? Hätte man die inzwischen ebenfalls zugelassenen Ahnentafelchen nicht von vornherein verchristlichen müssen als Ausdruck des Glaubens an die Unsterblichkeit der Seele und an die Gemeinschaft der Heiligen? Es war ihnen doch wie ein Schlag ins Gesicht, wenn man die Entfernung der Ahnentafeln verlangen musste! Ist das Weihrauchbrennen zu Neujahr vor Kruzifix und Bildern unzertrennbar mit Irrtümern und Aberglauben verbunden? Hätte man eventuell sogar dem Papierverbrennen einen christlichen Sinn geben können durch Gedanken an die Vergänglichkeit alles Irdischen (gebraucht bei der Inthronisation des Paps-tes) oder sonst ein Feuersymbol (Osterfeuer; Feuer bei der Konsekration des Altares)?⁹

Die angeführten Exzerpte aus dem Buch, der in ihm den Chinamissionaren stereotyp gemachte Vorwurf, eine fremde, ausländische Religion repräsentiert zu haben, die scharfe Kritik an der strengen kirchlichen Gewissensverpflichtung zur Beachtung des Riteneids sowie die kritischen Fragen von Alfons Brockmöller stießen unter seinen in China tätig gewesenen Mitbrüdern nicht nur auf ein geteiltes Echo, sondern sie lösten auch eine heftige Kontroverse aus.

8 Ebd., S. 83f.

9 Rundbrief, Nr. 4 vom 15. Dezember 1954. – Die Nationalsynode von 1924 in Shanghai hat die Bestimmungen der römischen Bulle *Ex quo singulari* von Papst Benedikt XIV. vom 11. Juli 1742 über das Verbot der Riten erneut eingeschärft. Im Einzelnen hierzu: Leopold Leeb, „The National Synod of 1924 in Shanghai and the Catholic View of Chinese Culture“, in: *Verbum SVD* 60 (2019), S. 42-56.

7 Brockmöller, *Christentum am Morgen des Atomzeitalters*, Anm. 29, S. 61f. und S. 65f.

Josef Kaufhold (1899–1963), Redakteur der Rundbriefe im Missionshaus St. Xaver in Bad Driburg, reagierte als Erster auf die den liturgischen Bereich betreffenden Fragen von Alfons Brockmöller. Er wies darauf hin, dass der Steyler Bischof Karl Weber (1886–1970) von Yizhou¹⁰ in den SVD-Diözesen Shandongs manche Anregung und Hilfestellung in der Liturgie gegeben hatte. So habe er für die Gestaltung der Neujahrsfeiern und Erntedankfeste sowie für die Erteilung des Haussegens ansprechende Formen entwickelt, zudem eine Auswahl von für Chinesen wohlklingender Heiligennamen getroffen. Im Übrigen habe bereits Paul V. am 17. Juni 1615 das chinesische Hochamt gestattet, und zwar die volle Umsetzung von Ordinarium und Proprium, Priester- und Volkstexten in das chinesische Idiom. Diese Erlaubnis sei von Pius XII. 1949 mit Ausnahme des Kanons grundsätzlich erneuert worden.¹¹

Ludwig Nau (1902–1970), früher Lehrer im Provinzhaus zu Daijia und Pfarrer in der Bischofsstadt Yanzhou, fand die von Alfons Brockmöller aufgeworfenen Fragen zutreffend. Denn die kirchlichen und ordenseigenen Vorschriften hätten früher vieles nicht erlaubt. Seine Äußerung belegte er mit einer persönlichen Erfahrung: Wenige Tage vor seinem ersten chinesischen Hochamt, in dem lediglich die chinesischen Teile vom Chor gesungen werden sollten, habe er einen Brief erhalten: „Non licet.“ So sei es mit der Saga von der sogenannten Akkommodation.¹² Josef Jansen (1892–1966), der als Missionar in Henan und Shandong gearbeitet hatte, sekundierte kritisch:

*Ja, akkommodieren! Hätte man Vernunft gehabt, mit den Jesuiten zusammenzuarbeiten, statt ihre Arbeit niederzureißen, dann hätte man vielleicht ein katholisches China. Kommen wir nach China zurück, müssen wir uns bestimmt ganz neu einstellen.*¹³

Franz Wolf (1894–1979), Seminardirektor und von 1941 bis 1948 Regionaloberer in Henan, plädierte für die ernsthafte und vorurteilsfreie Beschäftigung mit dem Thema einer umfassenden, innovativen Akkommodation. Es gelte, das uralte gute Erbe der chinesischen Kultur und Sitte zu respektieren und im neuen christlich-katholischen Bereich zu bewahren. Diese Praktiken sollten zum allgemeinen Nutzen zusammengestellt werden. Den chinesischen Katholiken habe man [von chinesischer Seite] nicht zu Unrecht oft mangelnde Ehrerbietung und Pietät vorgeworfen.

10 Er war 1951 verhaftet und sechsundzwanzig Monate mit neun Chinesen in einer Zelle eingesperrt worden, davon fünf Monate gefesselt. Nach schier endlosen Verhören und vielfachen Torturen hatte man ihn 1954 nach Deutschland ausgewiesen. Mit ihm war der letzte der neun Steyler Oberhirten aus China vertrieben worden. Eine knappe biographische Würdigung: Johannes Fleckner, „Karl Weber, Bischof von Ichowfu (1886–1970)“, in: Johannes Fleckner (Hrsg.), *So waren sie*, Bd. 1, St. Augustin 1991, S. 175–178.

11 Rundbrief, Nr. 4 vom 15. Dezember 1954, S. 13.

12 Rundbrief, Nr. 5 vom 19. März 1955, S. 14.

13 Ebd.

*In der Tat haben wir auch zu wenig getan in der äußeren Ehrfurchtsbezeugung und dankbaren Gesinnung gegenüber den verstorbenen Eltern; nach Anschauung der Chinesen sicherlich. Was ist hier zu bessern, damit die Nichtchristen sagen müssen: Die Katholiken legen für ihre Verstorbenen eine Ehrfurcht an den Tag, wie wir es nicht können [...]. Ist denn das dabei verwendete chinesische Räucherstäbchen nicht eher unter unserm Begriff Kerze zu werten, als unserem liturgischen arabischen Weihrauch gleichzusetzen?*¹⁴

Gegenüber dem von Klemens Brockmöller gemachten Vorschlag, möglichst chinesische Begriffe oder Denksysteme zu verwenden, vertrat Josef Wehner (1895–1976), der an verschiedenen Orten im deutschen Pachtgebiet Jiaozhou gearbeitet hatte und 1953 in Qingdao von den Kommunisten eingekerkert worden war, eine gegensätzliche Position. Dazu führte er aus:

*Unser scholastisches philosophisch-theologisches Denken ist ein auf das Sein und die Wirklichkeit gerichtetes Wertdenken, das zwar fortwährend sich entwickeln und vervollkommen kann, das aber nicht ersetzbar und auswechselbar ist wie ein Schuh oder ein Anzug. Es kann nicht chinesisches Denken werden, da es seinem Wesen nach Wahrheitsdenken ist und bleibt. Auch das naturwissenschaftliche Denken und Erkennen können nicht französisch, deutsch, italienisch oder chinesisches sein. Da kann wohl jede Nation ihren Teil beitragen, mehr aber auch nicht. Ebenso ist es mit der Mathematik, überhaupt mit jedem Wahrheitserkennen. Zudem ist die chinesische Sprache in diesen Dingen noch zu unentwickelt. Wie lange haben wir im Deutschen gebraucht, alle philosophischen scholastischen Termini in unserer Muttersprache voll und klar auszudrücken?! Und noch immer hapert es da, z.B. Hypostase, homoousios etc. Bei dieser ganzen Angelegenheit geht es um das, was wirklich auswechselbar ist und was nicht. Da muss gut zugeschaut werden, was die Grundrichtung eines Systems ist. Ob diese der Wahrheit nahekommt und inwieweit, oder nicht, also Irrtum enthält, und ob es um Zentralwahrheiten oder Randwahrheiten geht, und inwieweit die chinesische Sprache und die geprägten Begriffe sie auszudrücken vermögen oder nicht.*¹⁵

Unter Bezugnahme auf die engagierte Kontroverse räumte Wehner freimütig und selbstkritisch ein:

Gewiss haben wir Fehler gemacht. Diese soll man ehrlich suchen und besprechen, vor allem den großen Fehler, dass man Mission zu viel mit Politik verquickt hat. Aber auch da bleibt die Frage, ob es ganz ohne sie geht. Man kann nicht in einem luftleeren Raum missionieren. Wenn aber die Politik berührt wird, sollte es immer nur über Rom

14 Ebd., S. 12.

15 Ebd., S. 13.

[und nicht über andere Staaten] geschehen. Der päpstliche Vertreter [Delegat] kam zu spät nach China. Ein bis zwei Jahrhunderte früher wären besser gewesen.¹⁶

Albert Schote (1877–1965), der in der Provinz Südshandong mit unterschiedlichen Aufgaben betraut gewesen war und den die Kommunisten 1946 fünf Monate lang eingesperrt hatten, setzte sich mit der von Alfons Brockmöller erhobene Forderung einer „totalen Akkommodation“ und den gestellten Fragen überaus kritisch auseinander, von denen hier bloß einige Repliken resümiert werden.

Vehement rechtfertigte Stolte den Status quo und reklamierte seine ungeschmälerte Beibehaltung. Seine Darlegungen eröffnete er mit der provokanten Ansage:

*Gott sei Dank, dass das Ewige Rom nicht in allem den wahnsinnigen Rekordlauf des Atomzeitalters mitmacht und gleich alles auf den Kopf stellt; dass die una, sancta, catholica et apostolica Ecclesia doch noch in vielen Stücken einen unveränderlichen Standpunkt im Wechsel der Erscheinungen behauptet und uns sichtbar vor Augen stellt. Und dies nicht allein in ihrem inneren Wesen und in ihrer inneren Struktur, nicht nur in ihrer unverrückbaren Glaubens- und Sittenlehre, was ja selbstverständlich ist, sondern auch in ihrer äußeren Erscheinung: im Gottesdienst, der Liturgie, im Frömmigkeitsleben. Und das für alle Völker und Nationen des ganzen Erdkreises, so viel dies nur immer möglich ist, damit man auch nach außen überall leicht die eine, wahre, katholische Kirche erkennen kann. Jeder, der in ein fremdes Land kommt, soll sich wenigstens im katholischen Gotteshaus wie daheim fühlen, wo er denselben Gottesdienst sieht und hört wie in seinem Vaterland. Auch in ihrem Kultus muss die Kirche bei aller Anpassung übernational bleiben, sonst wäre sie bald nicht mehr katholisch. Ist es ja gerade das verhängnisvolle Streben des gottlosen Kommunismus, aus der katholischen Kirche eine Nationalkirche zu machen. Nequid nimis, auch in der Akkommodation!*¹⁷

Zum Thema „Liturgie und Gottesdienst“ führte Schote näher aus: Der katholische Gottesdienst, namentlich die Feier des Messopfers, sei so eminent übernatürlich und übernational, dass es dafür im außerchristlichen Bereich kein Vorbild gebe, in den diese überweltliche Opferhandlung hinein konstruiert werden könne. Als vornehmste Betätigung der Gottesverehrung müsse das Messopfer übernational bleiben und möglichst einheitlich gestaltet werden. Die verschiedenen orientalischen Riten sprächen nicht dagegen. Diese seien wie der lateinische Messritus von den Aposteln überkommenes, urchristliches Erbgut, das sich durch sehr schöne Zeremonien auszeichne. Bei der Feier der heiligen Messe sollten die chinesischen Christen innwerden, dass es sich um etwas Erhabenes und Geheimnisvolles handle,

nicht um etwas Weltliches. Auch wenn sie die fremde lateinische Sprache der katholischen Liturgie nicht verstünden, so sei die lateinische Sprache ein unschätzbare Glück für die katholische Kirche in China. „Was würde wohl ohne sie aus Lehre und Liturgie in China werden!“ Es bliebe nicht mehr viel Katholisches und sie würde bald zu einer Nationalkirche mutieren, wie sie die Kommunisten in der Reformkirche erstrebten.¹⁸

Bei aller wohlberechtigten Anpassung an das Nationale und Völkische dürfe, so Schote weiter,

*die Grenze nicht überschritten werden, so dass dabei das Universelle, das einfach Katholische der Kirche nicht mehr in Erscheinung träte. Der Heiland, Maria, die Apostel usw. waren keine Chinesen, keine Amerikaner, auch keine Deutschen, sondern Israeliten. Wenn sie daher in Gestalt, Gesichtszügen und Gewandung als solche dargestellt werden, so ist das doch ganz wahr und in Ordnung. Wir Deutsche haben uns ja auch daran gewöhnt und finden es als selbstverständlich. Nach meiner Erfahrung gefallen unseren chinesischen Christen die Heiligenbilder, wie wir sie gewohnt sind, viel besser als die im chinesischen Stil dargestellten. Bei der Auswahl wählten sie durchweg die ersteren.*¹⁹

Ein weiterer Diskussionspunkt betraf den „Kirchenbaustil“. Dazu meinte Schote:

*Auch in China soll sich das Gotteshaus von den anderen Gebäuden deutlich unterscheiden und den Blick nach oben ziehen, wie es unsere alten, ehrwürdigen Gotteshäuser mit ihren zum Himmel weisenden Türmen tun. Eine katholische Kirche ist kein Wohnhaus für Menschen, keine Fabrik oder Lagerraum, keine Bahnhofshalle und auch keine Pagode. Dafür den rechten Baustil zu finden, wird Aufgabe gottbegnadeter, gläubig frommer Baumeister sein. Was zu viel an Pagoden und Bonzen erinnert, wollen die Christen in China nicht gern haben. Mangel an Geld und Fachleuten sind die Ursache so vieler unschöner Kirchen und Gebetshäuser in China. Die Kirche mit ihrem Turm oder Türmchen war immer das Wahrzeichen von Stadt und Dorf [...]. Leider fällt das bei den modernen Kirchenbauten [vor allem in Europa] immer mehr fort. Diese gleichen oft mehr einem Fabrikgebäude als einem Gotteshaus. Nein, diesen Modernismus soll man nicht nach China bringen!*²⁰

Zum Vorwurf, dass etwa erst ein Prozent der Chinesen katholisch sei, gestand Schote ein, dass dies für jeden Chinesenmissionar eine erschütternde und niederdrückende Tatsache darstelle.

Aber wer wollte darüber jemandem einen berechtigten Vorwurf machen mit so vielen wenn, und wäre und hätte

¹⁶ Rundbrief, Nr. 5 vom 19. März 1955, S. 13.

¹⁷ Ebd., S. 14f.

¹⁸ Ebd., S. 15.

¹⁹ Ebd.

²⁰ Ebd. S. 16.

man. Viele hunderte, ja tausende von Missionaren – beinahe von jeder Nation – haben Jahrhunderte in China gewirkt, darunter sehr tüchtige Missionare und selbst große Heilige. Sie haben ihr Möglichstes getan bis zur Hingabe ihres Lebens im blutigen und unblutigen Martyrium [...]. Jeder Missionar kommt sich da ungefähr vor wie ein Mann, der mit seiner Picke von einem riesen Felsblock Splitter herunterzuschlagen versucht. Aber der Felsblock rührt sich nicht. Die Bekehrung der Heidenwelt ist eines der großen Geheimnisse Gottes. An diesem Werk muss wohl Gott selbst neunundneunzig Prozent leisten, am hundertsten dürfen wir helfen.

Die schnellere Bekehrung der Nichtchristen hänge zum geringsten Teil nicht von mehr Anpassung, weltlichen Mitteln und sonstigem Tamtam ab, sondern nächst der göttlichen Hilfe und Gnade von echt apostolischem Wirken.

Stolte war sich sicher: Bei aller *Anpassung* würde Paulus derzeit eine römisch-katholische Kirche errichten,

nicht bloß in Lehre und Sitten, was ja selbstverständlich ist, sondern auch in ihrer Liturgie und äußeren Erscheinung [...]. Tauffeier, Erstkommunion, Hochzeiten, Begräbnisse, Prozessionen, Wallfahrten, Neujahrsfeier und dergleichen soll man ja recht feierlich zu gestalten suchen und den katholischen Kern mit schönen verchristlichten chinesischen Gebräuchen umgeben [...]. Allen alles werden, wie Paulus schreibt, und in der Sprache reden – der einzigen Weltsprache –, die alle verstehen: in der Sprache der Liebe, verbunden mit viel Gebet, Arbeit und Opfermut. Das ist die beste Missionsmethode, ohne die alles andere nicht zum Ziel führen würde.²¹

Unter Hinweis auf das 1951 erschienene Buch *Beyond East and West* (Jenseits von Ost und West) von Dr. John Wu, dem früheren chinesischen Gesandten beim Apostolischen Stuhl,²² zeigte sich der 1953 ausgewiesene Karl Eisl (1900–1964) – zuvor Novizenmeister, Dozent für Exegese und Distriktoberer von Daijia – überzeugt, dass dieses Werk den Meinungsaustausch über die Akkommodation nachhaltig befruchten könne. In ihm werde deutlich, dass es nicht so sehr „auf äußere, mechanische, rationell ausgeklügelte Akkommodation“ ankomme, sondern auf die innere Begegnung und das innere Verstehen.²³ Das chinesische Volk

nehme permanent westliche Ideen auf, was seit der Herrschaft der Kommunisten noch weit mehr als früher der Fall sei. Eisl fragt: „Werden wir das Volk wiederfinden, das wir verlassen haben, falls wir überhaupt noch zurückkehren können?“ Für ihn stand fest: Sollte China den Kommunismus in absehbarer Zeit überwinden, würden die Chinesen sich nach der derzeitigen Überfütterung mit Materialismus, Mechanismus, Industrialismus und Konsumismus wieder auf die Werte ihrer altehrwürdigen Kultur besinnen, sicher nicht zum Nachteil der Missionsarbeit. Denn in den alten Klassikern liege für sie mehr Gemeinsames als Trennendes. Die alten Formen werde man aber wohl nicht wieder aufleben lassen, die Zeit sei darüber hinweggeschritten; für das Christentum würden manche frühere Schranken fallen.²⁴

In der Retrospektive auf ihr Verhalten gegenüber der einheimischen Bevölkerung bilanzierte Karl Eisl selbstkritisch: Von ihnen als ausländischen Missionaren werde mehr wohlwollendes Verständnis für die Chinesen und ihre Kultur verlangt. Ihre oft maßlose Kritik, ihr Schimpfen und Lächerlichmachen wie auch eine zu ausgeprägte Anpassung an die europäischen Lebensformen hätten nicht selten Ärgernis gegeben; Eisl verlangte, in Zukunft müssten sie bescheidener auftreten. Zudem sei, soweit möglich, die Führung der Kirche bereitwillig den Einheimischen zu überlassen.²⁵

Josef Engemann (1912–1984), der nach seiner Ausweisung 1952 aus China in Argentinien als Seelsorger wirkte, nahm zu vier von Alfons Brockmüller vorgelegten und in den Rundbriefen breit diskutierten Fragen weitere modifizierende Ergänzungen vor. Es handelte sich um das in China übliche Totengedächtnis am 5. April, um Allerseelen, Papierverbrennung und um die Ahnentafel. Zu Letzteren bemerkte er: Weshalb solle man nicht etwas Ähnliches schaffen? Etwa ein Christusbild, eine Darstellung von Christkönig oder der Auferstehung mit den Namen der Verstorbenen der Familie; das Ganze sollte einen Ehrenplatz im Haus erhalten. Dies gehe ohne Bild, nur mit einem Leitspruch, der den Glauben an das ewige Leben ausdrücke mit der Bitte um das Gebet für die namentlich aufgeführten Verstorbenen. Eine derartige „Ahnentafel“ könnte als Hausaltären dienen, vor dem die Familie ihre Gebete verrichtete. Es gelte, dem nichtchristlichen reichhaltigen Brauchtum ein christliches Äquivalent entgegenzustellen, allerdings müsse ein Vakuum durch Verbote vermieden werden. Wünschenswert wäre die Erarbeitung eines „Rituale“ im Sinn der Verchristlichung nichtchristlicher Gebräuche zu erstellen.²⁶

Die Ambivalenz der Akkommodation wird in der Stellungnahme von Jakob Leinenbach (1903–1969), der 1948

den „Akkommodationsaposteln“ missbraucht, „um klarzulegen, dass die Chinesen für die lateinische Liturgie kein Verständnis haben!“ (Rundbrief, Nr. 7 vom 8. Dezember 1955, S. 27).

24 Rundbrief, Nr. 6 vom 21. Juni 1955, S. 6.

25 Ebd., S. 7.

26 Ebd., S. 10.

21 Rundbrief, Nr. 5 vom 19. März 1955, S. 16

22 Zur beeindruckenden Persönlichkeit von Wu und seinem Wirken: Matthias Christian, „John C. H. Wu (1899–1986)“, in: Roman Malek (Hrsg.), „Fallbeispiel“ China. Ökumenische Beiträge zu Religion, Theologie und Kirche im chinesischen Kontext, Nettetal 1996, S. 269–297.

23 Theodor Roling (1906–1959), Regionaloberer in Gansu, der vor seiner Ausweisung 1953 ein Jahr im Gefängnis zugebracht hatte, warnte eindringlich vor der von Eisl empfohlenen Lektüre des Buchs. Wus Gedanken über die Begegnung von Ost und West seien nur *cum grano salis* zu nehmen. Wie andere Konvertiten sei er obendrein zu sehr Gefühls- und zu wenig Verstandesmensch, weswegen er „keine richtige Schau des chinesischen Katholizismus“ habe. Im Übrigen werde, so Roling, das von Wu angeführte Rosenkranzbeten in den chinesischen Kirchen während der heiligen Messe als Ausdruck der großen Liebe zur Gottesmutter von

China verlassen und bis 1968 als Missionar in Indore/Indien gewirkt hat, deutlich greifbar. Diese sei in seinem Gebiet, einer Hochburg des Hinduismus, eine überaus missliche Angelegenheit. Nachdem er einem Hindu die Ähnlichkeiten und Verwandtschaft zwischen Hinduismus und Katholizismus penibel dargelegt habe, habe dieser einfach geantwortet: „Wenn das alles so ähnlich ist, dann hat es gar keinen Zweck, christlich zu werden. Das ist doch alles so ungefähr dasselbe. Die kleinen Verschiedenheiten sind nicht so wichtig. Also kann ich ruhig Hindu bleiben.“ Leinenbach zeigte sich überzeugt, dass die Akkommodation nie ein Allheilmittel sein könne, bei mäßiger Anwendung allenfalls ein Vorteil oder „wenigstens ein gutes Hilfsmittel“. Sonst gelte das *Docete*, wenigstens für die ausländischen Missionare. Falls man mehrere Millionen Menschen in einer Ortskirche für den christlichen Glauben gewonnen habe, unter ihnen viele Sachverständige für Musik, Baukunst und Volksgebräuche, dann könnten diese mit der Zeit ihren eigenen Stil entwickeln. Bis dahin müsse man sich irgendwie behelfen.²⁷ In Leinenbachs Äußerung artikulieren sich eine gewisse Hilf- und Ratlosigkeit aufgrund seiner persönlichen Erfahrungen.

Nach dezidiertem Ansicht von Josef Meiners (1909–1979), der zuletzt von 1949 bis 1951 als Präfekt und Dozent an der Fu-Jen-Universität tätig gewesen war und von Juni 1951 bis Mai 1954 im Gefängnis eingesessen hatte, gab es überhaupt kein Akkommodationsproblem im herkömmlichen Sinn, wie dieses in den bisherigen Stellungnahmen thematisiert worden war. Denn die Kirche könne sich gar nicht akkommodieren, die Sache verhalte sich vielmehr umgekehrt: „Die verschiedenen Kulturen und Völker müssen sich an die Kirche akkommodieren.“ Entschieden wies er den Vorwurf zurück, sie hätten sich in China durch Aufdrängen westlicher Kultur oder durch Vermengen von Christentum und Abendland in ihrer Verkündigung „zu sehr versündigt“. Im Übrigen schreite der Europäisierungsprozess so rasch voran, „dass wir bald auch in den Missionsländern westliche Kultur vor uns haben werden“.²⁸

²⁷ Rundbrief, Nr. 6 vom 21. Juni 1955, S. 9.

²⁸ Rundbrief, Nr. 7 vom 8. Dezember 1955, S. 24f.

Schlussbemerkungen

Mit dem siebten Rundbrief endete der Diskurs über Fragen und Probleme zur Adaption beziehungsweise Akkommodation wie auch zu Vorschlägen einer sachlich gebotenen neuen Missionsmethode. Unter den ehemaligen Steyler Chinamissionaren herrschte zunehmend Unschlüssigkeit, wie sie sich gegenüber den veröffentlichten Meinungen über die christliche Missionstätigkeit und groben Verallgemeinerungen der Geschehnisse in China verhalten sollten. Sie sahen sich mit einem Dilemma konfrontiert: Nähmen sie etwa in einer größeren Tagespresse Richtigstellungen vor, dann bestünde die Gefahr, dass diese Bekundungen über die Ostzone in der Volksrepublik China zum Schaden der dortigen katholischen Kirche bekannt würden. Ihnen schien es ratsam, derartige Berichte zu ignorieren und sich neutral zu verhalten in der Hoffnung, dass ihnen so eher eine Tür in die zukünftige Missionsarbeit in China geöffnet werden könnte. Die aus China zurückgekehrten Steyler Missionare, von denen inzwischen viele weltweit dem Dienst der Glaubensverkündigung oblagen, mussten aber immer mehr erkennen, dass eine zeitnahe Rückkehr nicht möglich war.

Die bisherige Missionsmethode der Adaption beziehungsweise Akkommodation als Anpassung der christlichen Glaubensbotschaft an die indigenen sozio-kulturellen, religiösen und mentalitätsmäßigen Gegebenheiten nichtchristlicher Gesellschaften, soweit sie der christlichen Doktrin und ihren Werten nicht widersprachen, wurde durch die im Konnex mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil sich etablierende Inkulturation als Missionsmethode ersetzt, die, theologisch betrachtet, in der Inkarnation, in der „Fleischwerdung“ des Logos, gründet. Eine recht verstandene Inkulturation lebt von der respektvollen Begegnung mit den Menschen nichtchristlicher Traditionen, Kulturen und Religionsgemeinschaften auf gleicher Augenhöhe. Dabei geht es darum, das Evangelium in diese zu verwurzeln, in sie „heimisch“ zu machen.